

Eine andere biblische Freiheitsgeschichte: Die Paradieserzählung als Adoleszenzmythos der Menschheit

Von Konrad Schmid

Die Paradieserzählung in Gen 2,4–3,24 gehört zu den bekanntesten und meistausgelegten Texten der Bibel mit einer vielfältigen Rezeptionsgeschichte. Diese ist in ihrem eigenen Recht zu würdigen, auch wenn sie die ursprüngliche Aussage der biblischen Erzählung mitunter verdeckt hat. Man kann sich dies anschaulich vor Augen führen: Aus Genesis 2–3 haben sich dem wirkungsgeschichtlichen Gedächtnis vor allem das Paradies, Adam, Eva, der Apfel und der Sündenfall eingepägt. Blickt man in den biblischen Text, so wird man feststellen, dass von all diesen Elementen in der hebräischen Erzählung allein Eva vorkommt. Der Begriff *parádeisos* („Paradies“, ein persisches Lehnwort) entstammt der griechischen Übersetzung des Alten Testaments, die damit *gan-‘eden*, den „Garten Eden“, wiedergibt (Gen 2,15; 3,23.24). Adam (*‘ādām*) wird das erste Mal namentlich in Gen 4,25 genannt, in Genesis 2–3 ist allein von „der Mensch“ (*hā’ādām*) die Rede; im Hebräischen ist diese Differenz durch die Verwendung des Artikels (*ha*) unzweifelhaft klar, da Eigennamen nicht zusätzlich durch einen Artikel determiniert werden können. Die verbotene Frucht wird in der Bibel in botanischer Hinsicht nicht identifiziert; die geläufige Bestimmung als Apfel (lateinisch *malum*) hängt mit der lateinischen Wirkungsgeschichte von Genesis 2–3 zusammen, die mit dem Homonym *malum* („Böses“) spielte. Und schließlich fällt nirgendwo in Genesis 2–3 der Begriff „Sünde“ oder „Fall“ – dieser taucht in der Bibel erst im

Rahmen der Erzählung vom Brudermord Kains an Abel auf (Gen 4,7). Es wird also bei der Interpretation der Paradieserzählung darauf zu achten sein, ihren Aussagegehalt nicht mit ihren Wirkungen zu verwechseln.

Die Paradieserzählung setzt ein mit der Pflanzung des Gartens Eden durch Gott sowie der Erschaffung des Menschen, der in diesen Garten „gesetzt“ wird (Gen 2,8). Dass der Mensch aus „Staub“ (Gen 2,7) geformt wird, stellt hinlänglich klar, dass er von vornherein sterblich geschaffen ist: „Staub“ ist eine gängige Vergänglichkeitsmetapher im Alten Testament (vgl. z. B. Pred 3,20). Dies verdient hervorgehoben zu werden, da oft die Auslegung vertreten wird, der Mensch sei gemäß Genesis 2–3 ursprünglich unsterblich gewesen, habe aber seine Unsterblichkeit als Folge des Falls verloren, wie dies bereits die frühen Rezeptionen von Genesis 2–3 in Sir 25,24, Weish 2,24 oder Röm 5,12 zeigen. Dass dies für Genesis 2–3 selbst nicht zutrifft, zeigt sich weiter daran, dass die spezifische Formulierung der Strafandrohung in Gen 2,17 – *môṭ tāmûṭ* „du musst sterben“ (in Analogie zu *môṭ yûmāṭ* „er muss getötet werden“, Ex 21,12) – die konventionelle Form eines Rechtssatzes hat, der die Todesstrafe (und eben nicht die Strafe der Sterblichkeit) verhängt. Zudem ist Gott selbst als Vollstrecker der Todesstrafe im Blick (vgl. Gen 20,6–7; Num 26,65; Ri 13,22; Ez 3,18). In Gen 3,19b erscheint die Sterblichkeit nicht in einem der Strafsätze

»Mit dem sogenannten „Sündenfall“ kommt biblisch gesehen noch nicht die Sünde in die Welt, sondern vielmehr die Voraussetzung dazu – die Fähigkeit, Gut und Böse zu erkennen – und damit die Verantwortlichkeit.«

gegen den Menschen und seine Frau, sondern in einer Begründung dazu.

In theologischer Hinsicht bemerkenswert ist, wie pointiert die Reflexion auf die Sterblichkeit des Menschen in Genesis 2–3 dargestellt wird: Seine ursprüngliche Sterblichkeit bleibt eine Konstante vor und nach dem Fall. Dass die Menschen sterben müssen, ist nach Genesis 2–3 nicht das Resultat von Strafe für Schuld, sondern Teil von Gottes ursprünglicher Schöpfung. Problematisch ist nicht der Tod an sich, sondern die Möglichkeit des Unsterblichwerdens, die der Baum des Lebens offeriert.

In der Mitte des Gartens stehen zwei Bäume – der „Baum des Lebens“ und der „Baum der Erkenntnis von Gut und Böse“ (Gen 2,9). Die Funktion des Baumes des Lebens erklärt Gen 3,22: Wer von ihm isst, wird ewig leben. Was aber ist mit der „Erkenntnis von Gut und Böse“ gemeint? Die bisweilen angeführte sexuelle Deutung, die sich vor allem aus der Erkenntnisternologie sowie der Feigenblattszene mit dem Thema von Nacktheit und Scham speist, muss für den vorliegenden Text weitestgehend ausscheiden. Es geht eben nirgends nur um den im Hebräischen tatsächlich auch sexuell konnotierbaren Begriff des „Erkennens“ (vgl. Gen 4,1) als solchen, sondern um die Erkenntnis von Gut und Böse.

Eine minimale, indirekte Berechtigung hat die sexuelle Deutung darin, dass die Frage der menschlichen Fortpflanzung vor dem Fall in keiner Weise geregelt zu sein scheint. Der weitere Verlauf der Erzählung zeigt jedoch deutlich, dass die menschliche Fortpflanzung allenfalls als Folge der „Erkenntnis von Gut und Böse“ verstanden werden kann – insofern es nämlich „gut“ ist, Nachwuchs zu haben –, keineswegs aber mit ihr in eins fällt. Die Gottesaussage in Gen 3,22, die davon spricht, dass der Mensch nun wie Gott geworden sei, indem er um Gut und Böse wisse, referiert mit keinem Wort auf die menschliche Sexualität. Dies gilt auch für die weiteren Belege für die „Erkenntnis von Gut und Böse“ im Alten Testament und seiner Umwelt: Damit ist die Unterscheidung zwischen lebensförderlich und lebensabträglich gemeint. Sie ist ein besonderes Kennzeichen erwachsenen, und zwar jedes erwachsenen menschlichen Lebens; Kinder verfügen noch nicht

darüber (vgl. Dtn 1,39; Jes 7,15 und den Beleg aus Qumran 1QSa 1,10–11) und greise Menschen nicht mehr (wie 2Sam 19,36 nahelegt). Zu betonen ist: Bei der Erkenntnis von Gut und Böse handelt es sich um eine unabdingbare menschliche Fähigkeit, auf die jeder erwachsene Mensch tagtäglich angewiesen ist. Wenn die ersten Menschen am Ende der Paradieserzählung diese Erkenntnis erlangen (vgl. Gen 3,22), so bedeutet dies, dass sie als Species „erwachsen“ geworden sind. Insofern kann man die Paradieserzählung als einen Adoleszenzmythos der Menschheit bezeichnen.

Bezüglich der Bäume des Gartens ergeht nun eine Anweisung vonseiten Gottes: Der Mensch darf von allen Bäumen essen, nur vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse nicht (Gen 2,16–17). Das aber heißt umgekehrt, dass der Genuss vom Baum des Lebens zu diesem Zeitpunkt noch erlaubt ist. Der Mensch dürfte vom Baum des Lebens essen und könnte so Unsterblichkeit erlangen. Die Pa-

»Es wird also bei der Interpretation der Paradieserzählung darauf zu achten sein, ihren Aussagegehalt nicht mit ihren Wirkungen zu verwechseln.«

radieserzählung handelt also nicht vom Verlust der ursprünglichen Unsterblichkeit, sondern vielmehr von der verpassten Chance, Unsterblichkeit zu erlangen.

Der Mensch greift dann aber nach dem Baum der Erkenntnis, vermittelt durch die Schlange und die zuvor aus ihm erschaffene Frau (Gen 3,6; vgl. 3,5). Das vorausgehende Gespräch zwischen der Schlange und der Frau ist von großer Bedeutung für das Verständnis der Erzählung als ganzer. Die Frau antwortet auf die Provokation der Schlange: „Von den Früchten der Bäume des Gartens dürfen wir essen,³ aber von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: „Esst nicht davon und rührt sie nicht an, damit ihr nicht sterbt.““ (Gen 3,2). Das ursprüngliche Verbot Gottes (Gen 2,17) erscheint im Mund der Frau zum einen in verschärfter Form: Dass man die Früchte nicht *anrühren* dürfe, davon war nicht die Rede gewesen. Die Verbotsverschärfung deutet zunächst darauf hin, dass der Frau besondere Vorsicht zugeschrieben wird: Auf keinen Fall will sie das Verbot Gottes übertreten.

Zum anderen bezieht die Frau das Verbot nun nicht mehr, wie dies in Gen 2,17 noch explizit der Fall gewesen war, auf den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, sondern auf den Baum „in der Mitte des Gartens“ (Gen 3,3). Dort

aber stehen laut Gen 2,9 zwei Bäume, nämlich der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Die Frau hat also nach der Logik der Erzählung – wie man aus der Verbotsverschärfung erschließen kann: wohl aus Vorsicht – den Baum des Lebens in das Verbot miteingeschlossen. Vom Baum des Lebens haben die Menschen folglich nicht gegessen, und obwohl es bislang grundsätzlich erlaubt war, würden sie auch in Zukunft nicht davon essen. Die anfangs grundsätzlich noch bestehende Möglichkeit, dass der Mensch zwar nicht zur Erkenntnis von Gut und Böse, aber doch zum ewigen Leben gelangt (Gen 2,16–17), hat sich damit als bloße Scheinmöglichkeit erwiesen. Das unsterbliche Leben im Paradies hat als reale Alternative zum sogenannten Sündenfall gar nicht bestanden. Hätte das erste Menschenpaar aus lauter Vorsicht gar nicht vom Baum des Lebens gegessen, wäre das Experiment Menschheit mit dem kindlich-unerwachsenen, also ohne Fortpflanzung gebliebenen ersten Paar nach dessen Ableben beendet gewesen.

Doch die Menschen essen vom Baum der Erkenntnis und erlangen die Fähigkeit, zwischen „Gut und Böse“ zu unterscheiden. Terminologisch wird die Verbotsübertretung dabei nicht mit der Sündenbegrifflichkeit in Verbindung gebracht. Mit dem sogenannten „Sündenfall“ kommt biblisch gesehen noch nicht die Sünde in die Welt, sondern viel-mehr zu-nächst die Voraussetzung dazu – die Fähigkeit, Gut und Böse zu erkennen – und damit die Verantwortlichkeit. Erst der Brudermord an Abel ist der eigentliche „Sündenfall“, der auch terminologisch entsprechend fixiert wird (der hebräische Begriff für „Sünde“ fällt zum ersten Mal in Gen 4,7).

Bemerkenswert ist in Gen 3,1–7 weiter die erzählerische Präsentation der Motivation der Frau, als sie nach der Frucht greift: Dasjenige, was die Schlange in Aussicht gestellt hatte, nämlich dass die Menschen wie Gott werden (Gen 3,5), erscheint in Gen 3,6–7 mit keinem Wort wieder. Es ist lediglich davon die Rede, dass die Frau „klug werden“ will (Gen 3,6) – ein Begriff der klassischen Weisheit. Die oft vertretene Hybris-Deutung von Genesis 2–3 hat hier jedenfalls keinen Anhalt am Text: Das Essen vom

Baum der Erkenntnis von Gut und Böse geschieht nicht mit dem Ziel einer hybriden Erhebung des Menschen über Gott. Die Frau will nicht an Gottes Stelle treten, sondern sie will Wissen erlangen.

So gesehen dreht sich die Paradieserzählung also um den ursprünglichen Entzug und den dann doch erfolgten Erwerb von notwendigem, lebenspraktischem Wissen durch die Menschen. Sie werden als Gattung „erwachsen“. Natürlich wird dieser Erwerb als Folge einer Gebotsübertretung dargestellt, doch der theologische Skopos dieses Erzählzugs liegt nicht darauf, dass Gott dem Menschen die Erkenntnisfähigkeit vorenthalten will, sondern darauf, dass die Erkenntnisfähigkeit selbst als so ambivalent erfahren worden ist, dass die Verfasser von Genesis 2–3 sie mit der Notwendigkeit von Gottferne verbunden haben.

Am Ende der Erzählung besteht kein Zweifel: Der Mensch hat die Erkenntnis von Gut und Böse erlangt. Konstatiert wird dies in der – im Perfekt formulierten – Gottesrede in

Gen 3,22: „*Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner, dass er Gut und Böse kennt!*“

Diese Aussage hat den Auslegern immer wieder Kopfzerbrechen bereitet. Die ältere Forschung hatte sich entweder in die Annahme geflüchtet, dass in Gen 3,22 wegen des Plurals „wie unsereiner“ nur von der Engleichheit, nicht aber der Gott-

gleichheit des Menschen die Rede sei, oder aber man versuchte, sich mit einem ironischen Verständnis zu behelfen. Doch diese Lösungsvorschläge erscheinen wenig überzeugend und nähren sich vor allem aus dem Bestreben, die Sperrigkeit der Aussage zu umgehen. Der Text selbst ist klar: Der Mensch hat sich ein besonderes Wissen erworben, und er ist, was dieses Wissen betrifft, gottgleich geworden. Zu beachten ist: Genesis 2–3 erzählt nicht von einem wahnhaften, hybriden Sein-Wollen-wie-Gott des Menschen, sondern vom Gewordensein-wie-Gott, das der Mensch – in Bezug auf die Erkenntnis von Gut und Böse – tatsächlich erreicht.

Eben dieser Erwerb von lebenspraktischem Wissen, das jeder erwachsene Mensch tagtäglich benötigt und anwendet, bringt es zwingend mit sich, dass der Mensch

»Darauf läuft die Paradieserzählung hinaus: Sie möchte erklären, weshalb es einen unauflöslichen Konnex gibt zwischen einer eigenständigen, „erwachsenen“ menschlichen Lebensführung und einer substantiellen Gottesferne.«

aus dem Paradies vertrieben werden muss. Denn würde er auch vom Baum des Lebens essen (was ja noch immer erlaubt ist), dann würde er ganz wie Gott werden, wissend *und* unsterblich. Deshalb wird der Mensch nun aus der Nähe Gottes ausgeschlossen und muss jenseits von Eden sein Dasein fristen. – Das Paradies bezeichnet in Genesis 2–3 die Herkunft, nicht die Bestimmung des Menschen.

Betrachtet man die Paradieserzählung nach diesem Durchgang noch einmal im Überblick, so wird schnell deutlich, dass hier nicht vom Verlust eines völlig positiv gezeichneten Urzustands zugunsten eines entsprechend negativen Jetztzustands erzählt wird, sondern dass der Weg von einer ambivalenten Situation in eine andere, ebenfalls ambivalente Situation führt. Es ist deshalb auch kein Zufall, dass auf ein Ausmalen des Lebens der ersten Menschen im Garten Eden völlig verzichtet wird. Der einzige Zustandssatz steht in Gen 2,25 – „*und die beiden waren nackt, der Mensch und seine Frau, und sie schämten sich nicht voreinander*“ –, dieser Satz dient aber lediglich der Vorbereitung von Gen 3,7: Dort erkennen die Menschen nach dem Fall ihre Nacktheit. Der supralapsarische Mensch war zwar gottnah, aber er verfügte über keine Erkenntnis von Gut und Böse – was immerhin so schwerwiegend ist, dass er (wie aus der Antwort der Frau auf die Provokation der Schlange zu erschließen ist) weder vom Baum des Lebens gegessen noch die Sexualität als Fortpflanzungsmedium entdeckt hätte (Gen 2,25). Der infralapsarische Mensch muss nun in der Gottferne leben, dafür aber ist er zur Fortpflanzung (Gen 4,1.17.25 usw.) und zu Kulturleistungen wie Ackerbau, Handwerk, Musik oder Kunst (Gen 4,17.20–22) fähig.

Darauf läuft die Paradieserzählung hinaus: Sie möchte erklären, weshalb es einen unauflösbaren Konnex gibt zwischen einer eigenständigen, „*erwachsenen*“ menschlichen Lebensführung, die de facto jedem erwachsenen Menschen, der beständig zwischen Gut und Böse unterscheiden muss, tagtäglich abverlangt wird, und einer substanziellen Gottferne. Ein Weg zurück zum Urzustand im Paradies öffnet sich nicht: Zum einen lässt sich erworbenes Wissen nicht einfach wieder vergessen, zum anderen wacht der Engel, bildhaft gesprochen, mit dem

»Das Essen vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse geschieht nicht mit dem Ziel einer hybriden Erhebung des Menschen über Gott. Die Frau will nicht an Gottes Stelle treten, sondern sie will Wissen erlangen.«

Flammenschwert darüber, dass das Paradies für immer verschlossen bleibt (Gen 3,24).

Es waren andere, spätere Texte in der Bibel und in der jüdischen und christlichen Tradition, die den Menschen die Rückkehr in das Paradies wieder in Aussicht stellten (vgl. z.B. Jes 11,1–9; 65,25), vielleicht am deutlichsten im

Weihnachtslied „*Lobt Gott, ihr Christen alle gleich*“ von Nikolaus Hermann (1560): „*Heut schleußt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis; der Cherub steht nicht mehr dafür. Gott sei Lob, Ehr und Preis.*“



Prof. Dr. Konrad Schmid lehrt alttestamentliche Wissenschaft und frühjüdische Religionsgeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich